

DZI-Kolumne Rütlichswur

ein Mitleid, das krank macht, der helfenden Handlung hinderlich. Nach der bisherigen Bestimmung ist Mitleid ein unmittelbares Betroffensein, das erlitten wird. Aber es ist leicht zu sehen, dass der Begriff des Mitleids durch jenes unmittelbare Bewusstsein, das schmerzt, nicht erschöpft wird. Mitleid ist nicht nur etwas Passives, sondern umfasst auch eine innere Tätigkeit: das Sich-Hineinversetzen in andere. Möglicherweise liegt hier eine kulturell entwickeltere Form des Mitleids vor, aber es wäre verfehlt, sie aus dem Bedeutungsbereich dieses Begriffs auszuschließen. *Rousseau* meint in seinem pädagogischen Werk „*Emile*“, dass das Mitleid nur deshalb einen Handlungsbezug besitzen kann, weil es dieses sich Hineinversetzen, das wir auch Einfühlung oder Empathie nennen können, enthält (*Rousseau* in *Kronauer* 1999, S. 96).

Zu diesem Akt der Identifikation gehört aber, wie *Rousseau* andernorts betont, auch ein Bewusstsein der Distanz: Wir stellen zugleich mit Erleichterung fest, dass wir nicht leiden wie der Bemitleidete (*ebd.*, S. 93). Die Identifikation selbst ist vermittelt; sie beruht auf eigener Erfahrung und auf Phantasie. Nur weil wir Ähnliches erlebt haben und uns vorstellen können, wie es ist, beispielsweise an Zahnschmerz zu leiden, können wir uns mit einem Leidenden identifizieren. Identifikation kann also nicht bedeuten, dass wir den Zahnschmerz des anderen erleiden. *Rousseaus* Formulierung: „nicht in uns, sondern in ihm leiden wir“ (*ebd.*, S. 96) ist eine Übersteigerung, die praktisch unmöglich bleibt. Möglich allerdings wäre eine Identifikation, die in uns ein ähnliches Leiden hervorruft wie in ihrem Objekt. Ein solches Mitleid wäre pathologisch, denn es macht uns krank und hilfsbedürftig, statt zur Hilfe anzutreiben.

Was unter einem pathologischen Mitleid zu verstehen wäre, kann man *Freuds* Studie über Massenpsychologie entnehmen. Ihr zufolge entsteht „das Mitgefühl ... erst aus der Identifizierung“ (*Freud* 1974, S. 100). Identifizierung ist für *Freud* immer wunschgeleitet, gibt Zeugnis für ein Ideal, für ein So-sein-Wollen wie der andere, das gar nicht in seinem Leiden selbst, sondern in dessen Umständen liegt. Das so entstehende Mitleiden ist für *Freud* eine Art „Infektion oder Imitation“, eine eher blinde Nachahmung, die ein Krankheitssymptom produziert: So könne bei Mädchen in einem Pensionat die Identifikation mit einer Freundin, die einen Brief von ihrem Geliebten erhielt, zu gleichartigen körperlichen Symptomen (hier einem hysterischen Anfall aus Eifersucht) führen, wenn der uneingestandene Wunsch besteht, auch einen Geliebten zu haben.

Fast zwei Jahre ist es her, dass der schriftliche Hilferuf der Lehrer der Neuköllner Rütli-Hauptschule an die Öffentlichkeit gelangte und eine bundesweite Bildungsdiskussion auslöste. Untypisch: Das Thema verschwand nach ein paar Wochen Medienaufmerksamkeit nicht in der Versenkung, sondern es tat sich allerhand. Das Kollegium erhielt die seit Langem ersehnte personelle Auffrischung, Sozialarbeiter wurden eingestellt, phantasievolle Schulprojekte verhalfen den Kindern zu mehr Selbstbewusstsein und – fast märchenhaft und doch real – drei Rütli-Schüler kamen in bundesweite Positiv-Schlagzeilen, weil sie beim Straßenüberfall auf eine TV-Moderatorin mutig einschritten und ihr so das Leben retteten.

Doch damit nicht genug: Ende Januar stellten das Neuköllner Bezirksamt, kooperierende Stiftungen und Schirmherrin *Christina Rau* das Konzept des „Campus Rütli“ vor. Es bezieht das gesamte Umfeld der Rütli-Schule in ein umfassendes Bildungs- und Sozialkonzept ein. Eine benachbarte Grund- und eine Realschule werden eng mit der Hauptschule zusammenarbeiten, eine gemeinsame Mensa und voraussichtlich auch eine neue Sporthalle werden gebaut, die Musikschule schafft spezielle Angebote und kann aus Fördertöpfen kostenlosen Unterricht für bis zu 60 Kinder geben, die Neuköllner Bürgerstiftung, örtliche Beratungsstellen und bundesweite Stiftungen vernetzen ihre Angebote. Mehrere Millionen Euro stehen für all das zur Verfügung. Könnte man sich ein schöneres Happy End vorstellen?

Ja! Denn die Aufbruchstimmung im Rütli-Kiez macht nur zu schmerzlich bewusst, welche Chancen Politik und Gesellschaft den übrigen „Problemschulen“ und überhaupt fast allen Schulen vorenthalten. Wir brauchen einen „Rütli-Schwur“ für unser Bildungswesen: Angefangen bei den Kleinsten, muss konsequent mehr Geld investiert und Motivation geschaffen werden, ganz nach der Formel: je mehr bildungsarme Kinder, umso mehr qualifiziertes Personal.

Burkhard Wilke
wilke@dzi.de